

HENNING MANKELL

Der Chronist der Winde

ROMAN ZSOLNAY



was ich weiß. Durch sie begann ich etwas von der Stadt zu verstehen, in der ich lebte, und von dem Land, das meines war.

Ob Dona Esmeralda verrückt war oder nicht, kann ich nicht beurteilen. Hingegen kann ich mit Bestimmtheit sagen, daß sie eine Energie und einen Willen besaß, wie sie mir nie zuvor begegnet sind. Menschen in ihrer Umgebung konnten vor Erschöpfung umfallen, wenn sie nur sahen, wie sie in ihrem Theater und ihrer Bäckerei herumfuhrwerkte. Obwohl sie jetzt zwischen achtzig und neunzig war, ruhte sie nie aus. In vielen Nächten mochte sie nicht einmal nach Hause gehen, sondern rollte sich einfach auf ein paar Mehlsäcken zusammen, rief den Bäckern gute Nacht zu, und stand nach einer halben Stunde wieder auf, von neuer Energie erfüllt, als wäre sie nach dem Schlaf einer langen Nacht aufgewacht. Gelegentlich, während wir darauf warteten, daß der Teig aufging, redeten wir darüber, wann und was Dona Esmeralda eigentlich aß. Regelmäßig schabte sie mit den Fingern den restlichen Teig vom Rand der Knetmaschinen ab. Niemand hat sie je etwas anderes essen sehen. Allerdings hatte sie immer eine Kognakflasche in Reichweite stehen. Wir ahnten, daß sie daraus die Kräfte schöpfte, die sie brauchte. Aber da wir einfache Menschen waren, die weder Geld noch Gelegenheit hatten, ausländische destillierte Getränke zu kosten, sondern nur mit *tontonto*⁴ zu feiern pflegten, sprachen wir oft darüber, ob ihre Flaschen wohl etwas enthielten, was den Menschen jung bleiben ließ. Vielleicht hatte Dona Esmeralda einen *curandeiro*⁵, der ihren Getränken magische Eigenschaften verlieh?

Als ich, José Antonio Maria Vaz, in Dona Esmeraldas Bäckerei eintrat, der sie den Namen »Bäckerei des Heiligen Brots« gegeben hatte, war ich gerade achtzehn geworden. Ich war damals schon ein ausgebildeter Bäcker, auch wenn ich noch keinen Meisterbrief besaß. Aber ich hatte Brot gebacken, seit ich sechs war.

Mein Vater hatte mich zu seinem Onkel gebracht, Meister Fernando, der eine Bäckerei in dem afrikanischen *bairro*⁶ betrieb, das hinter dem Flughafen lag. Mein Vater, sein Leben lang ein äußerst unrealistischer Mann, hatte eines Tages meine Hände betrachtet und entschieden, sie

seien geeignet, Croissants zu formen. Meine Zukunft und mein Auskommen sollte ich als Bäcker finden. Wie fast alle Afrikaner waren wir arm. Ich wuchs zu der Zeit auf, als noch niemand von den jungen Revolutionären gehört hatte, die bereits die nördliche Grenze überschritten hatten. Keiner konnte sich überhaupt vorstellen, daß die Weißen, die unser Land und unser Dasein beherrschten, jemals in ihrer Macht in Frage gestellt werden könnten, und noch weniger, daß sie eines Tages Hals über Kopf fliehen würden, auf Nimmerwiedersehen. Über Generationen hatte man uns gezwungen, unsere Nacken untertänig zu beugen. Obwohl ich jetzt weiß, daß man sich an Unterdrückung niemals gewöhnt, und obwohl es schon damals im stillen einen Widerstand gegen all die Weißen gab, die über unser Leben herrschten, glaubte niemand außer den jungen Revolutionären, daß ernstlich etwas zu ändern sei. Mein Vater, der sein langes Leben mit ununterbrochenem Reden verbrachte, hat bei vielen Gelegenheiten, wenn er sicher war, daß ihn kein Weißer hörte, jene verflucht, die übers Meer gekommen sind und uns gezwungen haben, auf ihren Teeplantagen und in ihren Obstpflanzungen zu arbeiten. Doch es war ein Protest, der in sich steckenblieb und nie etwas anderes bewirkte als noch mehr Worte.

Vierzig Jahre lang saß mein Vater unter einem Baum auf dem offenen Platz zwischen den Schuppen und Hütten des *bairro*². Er saß im Schatten und schwatzte mit den anderen beschäftigungslosen Männern, während er darauf wartete, daß das Essen, von meiner Mutter über dem offenen Feuer bereitet, fertig würde. In all diesen Jahren schwatzte er ununterbrochen, meine Mutter hörte erschöpft und nie mit mehr als einem halben Ohr auf das, was er sagte, aber ich glaube trotzdem, daß es seine schöne Stimme war, mit der er sie einst für sich gewann. Elf Kinder hatten sie zusammen, ich war das achte, und sieben von uns wuchsen heran und überlebten beide Eltern. Mein Vater, Zeca Antonio, war aus einer der fernen westlichen Provinzen in die Stadt gekommen, und er sprach immer davon, einmal mit seiner Familie dahin zurückzukehren. Meine Mutter, Graça, hatte er kurz nach seiner Ankunft in der Stadt getroffen, sie war dort geboren, und

sie hatte sich also von all seinen Worten verführen lassen, und die beiden hatten ihr ärmliches Haus in dem *bairro*⁸ gebaut, das seit dem Bau des neuen Flughafens entstanden war. Keiner von ihnen konnte lesen und schreiben, und von den Kindern waren es schließlich nur meine Schwestern und ich, die jemals Buchstaben und Worte zu handhaben lernten.

Erst später, als die jungen Revolutionäre in die Stadt eingezogen waren und man Dom Joaquims Reiterstandbilder von ihren Sockeln gerissen hatte, begannen die Menschen sich ernstlich zu empören. Es war, als bemerkten sie erst jetzt das jahrhundertalte Unrecht, dem sie unterworfen gewesen waren, und sie gingen davon aus, daß die Befreiung, von der die jungen Revolutionäre sprachen, die Freiheit bedeutete, nicht mehr arbeiten zu müssen. Als sie erkannten, daß Freiheit bedeutete, genauso hart zu arbeiten, aber obendrein auch selbständig denken und die Arbeit planen zu müssen, die zu tun war, waren viele im Innersten ihrer Seele doch sehr verwirrt. Einige Jahre, nachdem die Weißen übers Meer verschwunden waren, konnte ich meinen Vater, genauso leise wie er einst den Zustand der Kolonialzeit kritisiert hatte, über das Gebaren der jungen Revolutionäre klagen – und ernstlich dem Traum von der guten alten Zeit frönen hören, als noch Recht und Ordnung herrschten und die Weißen bestimmten, welche Gedanken zu denken waren. Es war eine wirre Zeit, als man plötzlich nicht mehr *patrão*⁹ sagen sollte, sondern jedermann mit *camarada*¹⁰ anzureden hatte. Es war eine Zeit, in der alles verändert werden sollte und trotzdem alles beim alten blieb, wenn auch auf andere Art.

Damals brach auch der langwierige Bürgerkrieg aus. Von den jungen Revolutionären, die inzwischen mittleren Alters waren und inmitten einer heulenden Eskorte von Motorradpolizisten im schwarzen Mercedes herumfahren, wurden die Gegner in diesem Krieg als *bandidos armados* bezeichnet. Wir verstanden das in etwa so, daß die geflüchteten Weißen dahintersteckten, die jetzt von ihrer Rückkehr träumten. Sie hatten eine Banditenarmee von irreführten Schwarzen

aufgestellt. Eines Tages würden sie zurückkehren und Dom Joaquims Statuen wieder auf den Plätzen aufstellen, sie würden sich wieder das Recht nehmen zu bestimmen, welche Gedanken zu denken waren, und die Revolutionäre mittleren Alters würden gezwungen sein, noch einmal die nördliche Grenze zu überschreiten. Im Namen dieser, der weißen Menschen, begingen die Banditen schreckliche Untaten, und wir alle waren von der Furcht besessen, sie könnten den Krieg gewinnen.

Erst in dem Jahr, als ich Nelio kennenlernte, hörte der Krieg auf, ein Friedensvertrag wurde unterzeichnet und der Banditenführer kam in die Stadt und wurde vom Präsidenten umarmt. Da waren die Weißen bereits zurückgekehrt. Aber es waren andere Weiße, sie kamen aus Ländern mit eigentümlichen Namen, und sie kamen nicht, um uns in die Teeplantagen und Obstpflanzungen zurückzujagen, vielmehr wollten sie uns helfen, alles wieder aufzubauen, was durch den Krieg zerstört worden war. Viele von ihnen kauften Brot bei Dona Esmeralda. Wir wußten, daß unser Brot gut war. Ging einmal etwas mit dem Brot schief, schloß Dona Esmeralda umgehend die Bäckerei und machte sie erst wieder auf, wenn das Brot wieder die übliche Qualität hatte.

Ich hatte mich bald bei Dona Esmeralda wohl fühlen gelernt, auch wenn sie manchmal launisch und unberechenbar war und selten Geld hatte, um die Löhne zu bezahlen, wenn der Letzte des Monats gekommen war. Nicht zuletzt war es die Nähe zum Theater, die meinem Leben einen Inhalt gab, der neu war und voll von sonderbaren Erlebnissen. Dona Esmeralda hatte kurz nach der legendären Premiere ein Ensemble zusammengestellt, das nichts anderes tun sollte als Theater spielen. Allein das war in den Augen vieler Leute eine unangebrachte Übertreibung ihrerseits. Meinte sie etwa, Menschen sollten dafür bezahlt werden, daß sie ein paar Abende in der Woche auf der Bühne standen? Konnte Theater etwas anderes sein als ein Freizeitvergnügen? Selbstverständlich verteidigte Dona Esmeralda ihr Bestreben leidenschaftlich, und sie versammelte die Menschen um sich, die als die tüchtigsten Schauspieler im Land galten. Tagsüber probierten sie die neuen Stücke, und abends gaben sie ihre

Vorstellung.

Es gab eine Wendeltreppe, die von der Bäckerei zum Dach des Theaters führte. Direkt unter dem Blechdach konnte man durch einen Schacht kriechen, der einst zu der riesigen Klimaanlage gehörte. Durch eine Luke gelangte man dann hinunter in einen Raum, wo, gleich einem prähistorischen Tier, ein alter Filmprojektor stand. Durch Öffnungen in der Wand konnte man verfolgen, was auf der erleuchteten Bühne geschah. Dona Esmeralda wußte, daß die Bäcker bei den Proben zuschauten, wenn sie Zeit hatten, sie hatte uns sogar dazu ermuntert, damit wir ihr dann erzählten, wie das Gesehene uns gefiel. Oft erlaubte sie uns auch, wenn wir uns still verhielten, in den oberen Rängen Platz zu nehmen, wenn eine neue Inszenierung so weit fertig war, daß sie durchgespielt wurde.

Ich, der ich Bäcker bin und erst mit fünfzehn lesen lernte, dank der alten Zeitungen und Meister Fernandos hartnäckigem Kampf gegen meine Faulheit, kann mich natürlich nicht über das Theater äußern, das Dona Esmeralda und ihre Schauspieler schufen. Trotzdem scheint es mir, daß viele der jungen Schauspieler begabt waren, zumindest glaubten wir aus der Bäckerei an das, was sie machten, an die Personen oder Tiere, die sie darstellten, und wir haben oft gelacht. Aber ich glaube auch sagen zu können, daß Dona Esmeralda keine gute Stückeschreiberin war. Oft krochen wir durch den Schacht und hörten, wie Dona Esmeralda sich mit den Schauspielern stritt. Die Schauspieler verstanden nicht, was sie mit ihrem Stück sagen wollte, und Dona Esmeralda war wütend, weil sie nicht in der Lage war, es den Schauspielern plausibel zu machen. Mitunter gab es fürchterliche Auftritte, als wären die Proben an sich schon dramatische Aufführungen. Doch es endete immer damit, daß Dona Esmeralda ihren Willen durchsetzte. Sie war es, die den Schauspielern ihren Lohn bezahlte, sie war es, die den längeren Atem hatte. Für uns, die wir in der Bäckerei arbeiteten, war es wie ein Privileg, das uns wenigstens teilweise für die öfter ausbleibenden oder stark verspäteten Löhne entschädigte, daß wir die Möglichkeit hatten, in diese Welten hineinzuschauen, die ununterbrochen auf der Bühne entstanden und